

II. HUMAN- UND GESELLSCHAFTSWISSENSCHAFTLICHE ANALYSEN

BERND SCHÄFER / BERND SCHLÖDER

Identität und Fremdheit. Sozialpsychologische Aspekte der Eingliederung und Ausgliederung des Fremden

Für *Georg Simmel* ist der Wanderer das Sinnbild des Fremden, und zwar nicht der Wanderer, der heute kommt und morgen geht, sondern der Wanderer, der heute kommt und morgen bleibt. Simmel hat die Erfahrung des Fremden aus der Dialektik von Nähe und Ferne gedeutet:

»Die Einheit von Nähe und Entfernung, die jegliches Verhältnis zwischen Menschen enthält, ist hier zu einer, am kürzesten so zu formulierenden Konstellation gelangt: die Distanz innerhalb des Verhältnisses bedeutet, daß der Nahe fern ist, das Fremdsein aber, daß der Ferne nah ist. Denn das Fremdsein ist natürlich eine ganz positive Beziehung, eine besondere Wechselwirkungsform; die Bewohner des Sirius sind uns nicht eigentlich fremd ..., sondern sie existieren überhaupt nicht für uns, sie stehen jenseits von Fern und Nah«¹.

Die Welle krimineller Gewalt, die die Stellung des Fremden in unserer Gesellschaft seit einigen Jahren in Frage stellt, erinnert uns auf befremdliche und beschämende Weise daran, daß die Auseinandersetzung mit dem Fremden in unserer Kultur stets durch eine Ambivalenz von Eingliederung und Ausgliederung, von Akzeptanz und Rückweisung gekennzeichnet ist, und zwar in allen Lebensbereichen. Erfahrungen unserer Zeit hatten zu der Vorstellung von einer wachsenden Öffnung der Gesellschaft gegenüber dem Fremden geführt. Zu ihnen gehörte die Eingliederung von Vertriebenen, Flüchtlingen, Übersiedlern und Aussiedlern, deren Zuwanderung vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis zum Jahre 1990, zusammen mit den sogenannten Gastarbeitern, rund ein Drittel der Gesamtbevölkerung Westdeutschlands ausmachte.² Zu diesen Erfahrun-

¹ *Georg Simmel*, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Kap. IX, Exkurs über den Fremden, Leipzig 1908, 685–691, 685.

² *Klaus J. Bade*, Einführung: Das Eigene und das Fremde – Grenzerfahrungen in Geschichte und Gegenwart, in: *Bade* (Hg.), Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart, München 1992.

gen gehört das Abschleifen von Grenzzäunen und nicht zuletzt die gewaltige Ausdehnung der Verkehrs- und Kommunikationssysteme. Diese Entwicklung konnte im Sinne von Idealen unserer aufklärerischen Kultur gedeutet werden, so als ob uns nichts Fremdes mehr fremd bleiben müsse. Die Vorstellung, daß die Begegnung mit dem Fremden eine produktive Dynamik entfalten kann, ist indessen keine Besonderheit unserer Kultur.

I. EIGENHEIT UND FREMDHEIT³

Der Gedanke, der hier entwickelt werden soll, besteht darin, daß das Fremde als Herausforderung der Identität einer Person oder eines sozialen Gebildes zu verstehen ist. Was unbekannt oder unvertraut ist, ist fremd nur im sehr vorläufigen Sinne. Das Unbekannte, das uns nicht interessiert, das Unvertraute, das uns nicht stört oder anzieht, ist uns nur vordergründig fremd. Das Fremde im engeren Sinne ist das Uneigene als all das, was unser Selbstverständnis, das, was wir sind und was wir sein wollen, in Frage stellt. Diese Herausforderung kann uns helfen, unserem eigenen Selbstverständnis besser gerecht zu werden, sie kann uns aber auch daran hindern, den eigenen Maßstäben zu genügen. Die Ambivalenz des Fremden ergibt sich aus der Ungewißheit, welche Bedeutung das Fremde im Hinblick auf unsere Identitätsstandards hat; hilft es uns, diese Standards zu erfüllen, oder hindert es uns, ihnen gerecht zu werden?

Das Uneigene wird zunächst verstanden als das, was von uns selbst und dem, was uns zugehörig, eigen ist, abgegrenzt ist: die Eigenschaft, die wir nicht haben oder uns jedenfalls nicht zuzuschreiben bereit sind; das Ziel, das wir nicht verfolgen; der Besitz eines anderen. Das Uneigene ist insoweit das Andere, das, was nach der Bestimmung unserer selbst nicht zu uns gehört. Das Uneigene ist uns in dem Maße fremd, wie es dem Bestand und dem Kernbereich unserer Eigenheit, dem Ureigensten, entgegensteht. Das Fremde ist fremd dadurch, daß es den Standards unserer Selbstdefinition nicht entspricht oder widerspricht. Das Fremde

³ Vgl. *Ortfried Schöffter*, Modi des Fremderlebens. Deutungsmuster im Umgang mit Fremdheit, in: *Schöffter* (Hg.), *Das Fremde. Erfahrungsmöglichkeiten zwischen Faszination und Bedrohung*, Opladen 1991, 11–42.

Bernhard Waldenfels, Erfahrung des Fremden in Husserls Phänomenologie, in: *Ernst W. Orth* (Hg.), *Profile der Phänomenologie*, Freiburg i. Br. 1989, 39–62.

gewinnt seine Bedeutung also in Beziehung zu uns. Natürlich ist auch das Unbekannte und das Unvertraute unbekannt und unvertraut *für uns*; aber diese Relation bleibt *vage*. Das Uneigene ist demgegenüber unmittelbar Ausdruck des Bezuges auf das Selbst. Fremdheit ist nicht eine feste Eigenschaft von Dingen oder Personen; in der Fremde sind wir selbst Fremde.

Die Herausforderung des Selbstverständnisses einer Person kann näher als Herausforderung von Identität bestimmt werden. Das Fremde ist das, was in der Bestimmung der Identität einer Person oder eines sozialen Gebildes ausgegliedert wird. Mit Identität sind deren bestimmende Attribute gemeint, die zugleich das Besondere dieser Person oder des sozialen Gebildes in einem bestimmten Lebensvollzug ausmachen. Es handelt sich um die Gesamtheit des Orientierungswissens *und* der Selbstdefinition einer Person oder eines sozialen Gebildes⁴. Zur Erfahrung dieser Besonderheit gehört die Abgrenzung vom Anderen, von dem, was diese Besonderheit als eine Art Gegenbild, oder, um vorzugreifen, als eine Art Negativ gegenüber einem Positiv kennzeichnet. Eigenheit und Fremdheit sind also nicht unabhängig voneinander. Sie stehen in einem Bedingungsverhältnis. Insofern hat das Andere nicht nur Anspruch auf Existenz, sondern ist Voraussetzung von Eigenheit. Indem aber Standards des Anderen Geltung beanspruchen, die dem Kern der Eigenheit, nämlich ihren Identitätsstandards entgegenstehen – und das bedeutet *Herausforderung* von Identität –, wird das Andere zum Fremden. Es kommt also nicht in erster Linie darauf an, ob das Andere unbekannt oder bekannt, unvertraut oder vertraut ist, sondern das Andere wird dadurch fremd, daß es die Definition des Selbst in Frage stellt.

Das aus der Perspektive des Selbst abgegrenzte Andere wird zum Fremden, wenn das Eigentliche der Eigenheit, der Bestand und die Beständigkeit des Selbst, unsere Identität, herausgefordert werden. Mehr als das bloß Andere trägt das Fremde zur Feststellung unserer Identität bei. ›Sage mir, was Dir fremd ist, und ich sage Dir, wer Du bist!‹

Herausforderung von Identität impliziert, daß die personale Identität oder die soziale Identität als Teilhabe an der Identität einer bestimmten Gemeinschaft Beachtung gewinnt und zu einem Bezugspunkt des Verhaltens wird. Das Andere wird in seiner Abgegrenztheit wahrgenommen

⁴ Vgl. Bernd Schäfer/Bernd Schlöder, Nationalbewußtsein als Aspekt sozialer Identität, in: Paul Leidinger/Dieter Metzler (Hg.), Geschichte und Geschichtsbewußtsein, Festschrift Karl-Ernst Jeismann zum 65. Geburtstag, Münster 1990, 309–348.

und als fremd erlebt, soweit es in dieser Abgrenzung die Identität in Frage stellt. Und darin sind Ambivalenzen enthalten: Es bedeutet zunächst, daß Identität das Fremde voraussetzt. Das Fremde bietet eine Chance zur Vergewisserung und Entwicklung unserer Identität. Im Spiegel des Fremden erkennen wir nicht nur, wer wir sind, sondern werden uns bewußt, wer wir sein wollen. Das ist die Chance der Herausforderung durch das Fremde, und insoweit kann uns das Fremde anziehen. Gleichzeitig birgt das Fremde aber auch eine Gefährdung unserer Identität. Indem es Identitätsansprüche negiert, bedroht es ihren Bestand. Die Ablehnung des Fremden kann insoweit Beständigkeit und Bestand des personalen oder sozialen Selbst sichern.

Die Kennzeichnung des Fremden als Herausforderer von Identität kann auf die Befunde sozialpsychologischer Forschung Bezug nehmen, wonach die Bewertungen des Fremden ihre wesentliche Grundlage in ihrer Beziehung zum Selbstverständnis einer Person oder eines sozialen Gebildes, einer Gruppe oder Gesellschaft haben:

- Der Andere ist ein Fremder und tritt als solcher in Erscheinung, wenn er auf bedeutsame Weise von mir abweicht. Eine Kategorie von Personen ist fremd, wenn sie auf bedeutsame Weise von der Gruppe oder Kategorie von Personen abweicht, der ich mich zugehörig fühle.
- Eine Abweichung ist bedeutsam, wenn sie Standards meiner Orientierung und meiner Selbstdefinition in der Welt berührt. Bei einem Mangel an weiteren Informationen über einen Anderen kann zwar jede Abweichung zum Bezugspunkt einer Bewertung werden; der Andere ist uns aber erst im eigentlichen Sinne fremd, wenn die mit ihm verbundenen Abweichungen uns in unserer Identität herausfordern.
- Die Herausforderungen können unsere personale oder unsere soziale Identität betreffen: Unsere personale Identität wird herausgefordert, wenn Wissen und Standards unserer Orientierung, die die Kohärenz unserer Verhaltensweisen vermitteln, in Frage gestellt werden. Unsere soziale Identität wird herausgefordert, wenn die charakteristischen Merkmale derjenigen Gruppen und Gemeinschaften, denen wir angehören, in ihrem Bestand gefährdet erscheinen; zu ihnen gehören neben der gemeinsamen Sprache die gemeinsamen Ziel- und Wertorientierungen, informelle und kodifizierte Normsysteme, Institutionen, Traditionen.

Soziale Gebilde sichern ihren Bestand gegen Gefährdungen durch Fremde insbesondere durch Sanktionssysteme, d.h. Bewertungen, die durch Rechtsnormen oder informelle soziale Normen gedeckt sind und durchgesetzt werden. Die Ambivalenz des Fremden läßt sich auch auf dieser Ebene aufzeigen: Das Sanktionssystem dient nicht nur zur Ausgliederung, sondern es bietet auch Anreize zur Eingliederung des Fremden. Chancen und Risiken für Bestand und Identität einer Gesellschaft haben keineswegs nur zu Abwehr und Verfolgung, sondern auch zu Duldung, Einladung und gelegentlich sogar zu Privilegierung von Minderheiten geführt.

II. FREMDE IN DER GESELLSCHAFT

Im Alltagsverständnis ist der Prototyp des Fremden der, der anderswo geboren ist, der Ausländer. Mit der Kategorie des ›Ausländers‹ werden die Aspekte der Fremdheit jedoch auf sehr verschiedene Weise aufgenommen.

Nach einer Untersuchung der Europäischen Gemeinschaft⁵ werden die jeweils Anderen im Hinblick auf Nationalität, Rasse, Religion, Kultur und soziale Schicht nicht nach der Seltenheit ihres Auftretens, sondern nach ihrer Bekanntheit durch den Umgang identifiziert: Deutsche, Franzosen, Niederländer und Briten brachten die Frage nach der Nationalität des Anderen eindeutig mit der nicht-europäischen Bevölkerung in Verbindung – ein Ausländer war für fast 2/3 der Deutschen in der Bundesrepublik ein Türke; demgegenüber dachten Griechen, Iren, Italiener, Portugiesen und Spanier, deren Länder einen nur geringen Ausländeranteil aufweisen, eher an einen Europäer. Als Angehörige einer anderen ›Rasse‹ wurden in fast allen EG-Ländern überwiegend ›Schwarze‹ genannt, Franzosen nannten meistens Araber und Briten Inder. Die Religion eines Anderen ist in der EG eindeutig der Islam, insbesondere für die Deutschen, die Dänen und die Niederländer. Bemerkenswert ist ein völlig abweichender Befund in Irland: Hier ist für mehr als 60% der Vertreter einer anderen Religion ein Protestant. Die Fremdheit anderer wird am ehesten in der Frage nach den Angehörigen einer anderen Kultur deutlich. Während im EG-Durchschnitt am häufigsten die Asiaten aus dem fernen Osten genannt wurden, mit weitem Abstand vor den Türken, wurden in den Niederlanden und der Bundesrepublik Deutschland überproportional häufig Türken genannt.

Der treffendste Begriff zur Kennzeichnung von Fremden in einer Gesellschaft ist der der Minderheit. Dem Wortsinne nach versteht man unter Minderheit eine Gruppe von Personen, deren Mitgliederzahl im Vergleich zu einer oder mehreren anderen Gruppen kleiner ist. Aber darin erschöpft sich die soziale und sozialpsychologische Bedeutung des Begriffs keineswegs. Spricht man von einer Minderheit, so tritt der Aspekt der »Minderzahl« gegenüber anderen Merkmalen in den Hintergrund. Unter einer gesellschaftlichen Minderheit versteht man eine Gruppe von Personen,

- die aufgrund ihrer historisch gewachsenen, sozial und kulturell verankerten Identität spezifische Interessen hat (oder aufgrund dessen eine solche Identität zu entwickeln beginnt), die in einem Spannungsverhältnis zu denen anderer Gruppen stehen,
- die in der Durchsetzung ihrer Interessen gegenüber den anderen Gruppen vergleichsweise weniger erfolgreich in Erscheinung getreten ist und
- die an einer egalitären Teilhabe an materiellen und ideellen gesellschaftlichen Ressourcen gehindert oder zumindest in ihrem Streben danach behindert werden kann.

Unter diesen Gesichtspunkten wird der Aspekt der Anzahl zweitrangig, so daß man auch Gruppen, die numerisch zweifellos eine Mehrheit bilden, wie etwa die Frauen in unserer Gesellschaft, die Schwarzen in

⁵ *Kommission der Europäischen Gemeinschaften*, Eurobarometer, Sonderausgabe: Rassistismus und Ausländerfeindlichkeit, Brüssel, November 1989.

Südafrika u. a., als eine Minorität kennzeichnen kann. Komplementär dazu ergibt sich ein sozialpsychologischer Begriff der Mehrheit, der Fälle einschließt, wo man einer Gruppe der »happy few« den Status einer Mehrheit einräumen kann, zum Beispiel gesellschaftlichen Eliten. Die Erfahrung, in der Minderheit zu sein, in der Zerstreuung, in der Diaspora zu leben, wenn die gemeinsame Pflege von Traditionen, Überzeugungen und Lebensweisen nicht oder nur unter erschwerten Bedingungen möglich ist, verweist zwar auf die Bedeutung des quantitativen Aspekts; wichtiger als die Mitgliederzahl sind aber die Chancen der Realisierung identitätsspezifischer Interessen. Minderheiten sind Fremd-Gruppen, deren Identität als Herausforderung einer eingesessenen, etablierten sozialen Identität wahrgenommen wird.

Das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten in einer Gesellschaft ist also durch eine hintergründige, sozial relevante Differenz bestimmt, die mit einer Vielzahl von teils latenten, teils manifesten Konflikten verbunden ist. In diesen Konflikten ist das Herausforderungspotential enthalten, das uns hier interessiert. Im allgemeinen geht die Herausforderung von der Minderheit aus, sofern diese den Machtgebrauch der Mehrheit in Frage stellt, und zwar zunächst dadurch, daß sie dessen Legitimität anzweifelt. Umgekehrt wird die Mehrheit dazu neigen, solche Emanzipationstendenzen als illegitim und destruktiv einzuschätzen. Machtgefälle und gleichzeitig bestehende Unterschiede in der Einschätzung der Legitimität politisch sozialer Entscheidungen und Entwicklungen machen den Kern einer wechselseitigen Herausforderung aus. Fremdheit ist der Ausdruck der darin manifest werdenden Identitätsdiskrepanzen, die, wie weiter unten noch ausgeführt wird, durch normale Kommunikationsprozesse nicht beseitigt werden können. Im Zuge der Eskalation wechselseitiger Herausforderung wird die Fremdheit trotz und gerade wegen hoher Bekanntheit und Vertrautheit wachsen.

Die Bestimmung von Minderheiten als Herausforderer einer etablierten Identität trägt der Ambivalenz des Fremden Rechnung: Minderheiten sind Teil der Gesellschaft und Fremde in der Gesellschaft, sie sind der Gesellschaft damit nah und fern zugleich. Minderheiten werden ausgegliedert und verfolgt, sie werden aber auch eingegliedert und geschützt. Das Verhältnis der Mehrheit zu ihnen hängt davon ab, wie diese ihre Bedeutung für den Bestand der Gesellschaft einschätzt. Die Identitätsstandards der Mehrheit sind für diese Einschätzung und damit für den Umgang mit den Angehörigen der Minderheit maßgebend. Der Schutz von Minderheiten setzt voraus, daß identitätsspezifische Interessen wahrgenommen und deren Realisierung als legitim anerkannt werden.

III. ABWEHR VON FREMDEN

Die Schlagworte der Fremdenfeindlichkeit oder der Ausländerfeindlichkeit werden der Ambivalenz des Fremden nicht gerecht, die u. a. auch in sehr unterschiedlichen Bewertungen von Ausländern zum Ausdruck kommt. Unter Berücksichtigung von Einstellungsdaten kommt der Kölner Soziologe *Erwin K. Scheuch*⁶ aufgrund von INFAS-Daten aus dem Jahre 1982 zu folgender Kategorisierung von Ausländern in der Beurteilung durch die Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland: Edel-Ausländer, Ausländer, fremdartige Ausländer und abgelehnte Ausländer.

Zu den Edel-Ausländern, die positiv bewertet wurden, gehörten die Engländer, Franzosen, Amerikaner und Schweden. Ausländer, bei neutraler Einstellung, waren die Spanier, Jugoslawen und Griechen. Zu den fremdartigen Ausländern zählten die Portugiesen und Italiener wie die Vietnamesen; die Einstellung war neutral mit einer Tendenz zum Negativen. Und schließlich die Kategorie der abgelehnten Ausländer, denen erhebliche Teile der Bevölkerung ablehnend gegenüberstanden und denen die Nordafrikaner, Schwarzafrikaner, Pakistani, Perser und Türken zugerechnet wurden. Obwohl diese grobe Kategorisierung lediglich Statusunterschiede zum Ausdruck bringt, die veränderlich sind, macht sie doch deutlich, daß von einer einheitlichen Bewertung von Ausländern im allgemeinen nicht die Rede sein kann.

Die Frage, warum Personen Angehörige anderer ethnischer, nationaler oder sonstiger sozialen Gruppen nicht nur wenig sympathisch finden, sondern feindselig behandeln, wurde in der über die Fachgrenzen hinaus bekannten Untersuchung von *Theodor W. Adorno* und anderen zur ›Autoritären Persönlichkeit‹, die 1950 erschienen ist, aufgenommen. Diese Arbeit, die sich eines psychoanalytischen Interpretationsschemas bedient, hat die Sichtweise, daß die Ursachen dieser Ablehnung und Feindseligkeiten in bestimmten Charaktermerkmalen liegen, nachhaltig geprägt.

Antisemitismus, Ethnozentrismus und illiberaler politisch-ökonomischer Konservatismus bilden nach den Befunden der Autoren ein kohärentes Muster, das sie ›autoritäre Ideologie‹ nennen. Sie ist Ausdruck tief verwurzelter Züge der Persönlichkeit und spiegelt einen Charakterdefekt. Die Bedingungen dieser Deformation des Charakters werden in einem eindrucksvollen Gemälde autoritären Erziehungsverhaltens beschrieben, dessen Abschreckungseffekt erst in den 60er und 70er Jahren unter dem Schlagwort ›Antiautoritäre Erziehung‹ seine volle praktische Wirksamkeit entfaltet hat. In ihrem Inhalt ist die autoritäre Ideologie ethnozentrisch, insoweit sie »auf einer alles beherrschenden und starren Eigengruppen-Fremdgruppen-Unterscheidung beruht; sie beinhaltet ein stereotypes negatives Bild und feindselige Einstellungen gegenüber Fremdgruppen, ein stereotypes positives Bild und unterwürfige Einstellungen gegenüber der Eigengruppe und eine hierarchische autori-

⁶ *Erwin K. Scheuch/Ute Scheuch*, Wie deutsch sind die Deutschen? Eine Nation wandelt ihr Gesicht, Bergisch-Gladbach, 2. Aufl. 1992.

täre Betrachtungsweise der Gruppeninteraktion, in der Eigengruppen zurecht dominieren und in der fremde Gruppen untergeordnet sind«⁷.

Der Ansatz der Autoritären Persönlichkeit ist vielfach kritisiert worden und heute nicht mehr aktuell. Das wichtigste der mit diesem Ansatz verbundenen Probleme besteht in der verkürzten Berücksichtigung der *sozialen* Bedingungen der Abwertung von Fremdgruppen. Der von *Adorno* und anderen aufgenommene Begriff des Ethnozentrismus wurde von dem Soziologen *William G. Sumner* 1906 eingeführt und in eine ethnologische Perspektive eingeordnet: Ethnozentrismus kennzeichnet die Überzeugung, daß die Sichtweise der eigenen Gruppe zentraler Bezugspunkt und Maßstab des Denkens und Handelns ist. *Sumner* bezieht sich auf die Entwicklung ethnischer Gruppen primitiver Gesellschaften im Existenzkampf gegen andere Gruppen; so ist ihre Größe unmittelbar von den Bedingungen dieses Kampfes abhängig. Dieser existentielle Konflikt zwischen den Gruppen spiegelt sich in der Unterscheidung von Wir-Gruppe und den Anderen, der Fremd-Gruppe.

»Jede Gruppe hat ihren eigenen Stolz und ihre Eitelkeit, prahlt damit, überlegen zu sein, verherrlicht ihre eigenen Gottheiten und sieht mit Geringschätzung auf diejenigen herab, die nicht zu ihr gehören. Jede Gruppe hält ihr Brauchtum für das einzig richtige, und die Beobachtung, daß andere Gruppen andere Bräuche haben, ruft ihre Verachtung hervor ... Ethnozentrismus führt ein Volk dazu, alle Eigenheiten seines Brauchtums, die es von anderen unterscheidet, überzubewerten und zu verstärken«⁸.

Konflikt und Wettbewerb zwischen Gruppen sind Ausgangspunkt der gegenwärtigen sozialpsychologischen Erforschung der Beziehungen zwischen Gruppen. Es konnte gezeigt werden, daß der Wettbewerb um Ziele, die eine Gruppe nur auf Kosten der anderen erreichen kann, Aufwertungen der Eigengruppe und Abwertungen der jeweils anderen Gruppe sowie feindselige Formen der Interaktion zur Folge hat. Derartige Urteils- und Verhaltenstendenzen lassen sich aber auch in Beziehungen zwischen Gruppen beobachten, in denen keine antagonistischen Interessen vorliegen. Eine Vielzahl von Forschungsbefunden demonstriert sogar, daß die bloße Einteilung von Personen nach einem trivialen Kriterium, etwa einer angeblichen Farbpräferenz oder auch nur einem Münzwurf, in zwei ad hoc-Gruppen zu Verhaltensweisen führt, durch die die Angehörigen der eigenen ›Gruppe‹ begünstigt und die Angehörigen der anderen ›Gruppe‹ benachteiligt werden. Das Standardexperiment läßt sich kurz schildern:

⁷ *Theodor W. Adorno/Else Frenkel-Brunswick/Daniel J. Levinson/R. Nevitt Sanford*, *The authoritarian personality*, New York 1950, 150.

⁸ *William G. Sumner*, *Folkways*, Boston 1906.

Personen, die sich bereit erklärt haben, an einer psychologischen Untersuchung teilzunehmen, werden nach dem Zufall, angeblich aber nach einem bestimmten Kriterium in zwei Gruppen eingeteilt. Sie werden zunächst gebeten – nehmen wir an, das Kriterium sei Präferenz für Farben –, aus einer Farbtafel diejenigen Farbtöne auszuwählen, die ihnen besonders gut gefallen. Aufgrund einer angeblichen Auswertung dieser Präferenzen wird ihnen mitgeteilt, daß sie Vertreter eines Farbpräferenztyps A und nicht des Präferenztyps B sind oder umgekehrt. Die Personen, die sich nicht kennen und auch nicht in persönlichen Kontakt treten, haben im weiteren Verlauf der Untersuchung zunächst eine Aufgabe zu bearbeiten und dann Beiträge anderer Untersuchungsteilnehmer zu bewerten, beispielsweise Leistungspunkte zu verteilen. Sie erfahren bei einer Präsentation der Beiträge der anderen Untersuchungsteilnehmer beiläufig, ob diese Angehörige des Farbpräferenztyps A oder B sind. Der Standardbefund besteht in einem systematischen Effekt, die Angehörigen der Kategorie von Personen zu begünstigen, der man selbst zugehört.

In diesem Befund wird offenbar die Einteilung der sozialen Welt in eine Kategorie derer, denen man zugehört, und eine Kategorie der Anderen verhaltenswirksam. Wir behandeln die Personen, die zu uns gehören, besser als die, die wir als von uns verschieden wahrnehmen.

Der Sozialpsychologe *Henri Tajfel*⁹ hat das soziale Kategorisieren und die Bevorzugung der Eigengruppe als Mittel zur Gewährleistung sozialer Identität interpretiert. Seine Theorie sozialer Identität geht von der allgemeinen Annahme aus, daß Personen nach positiver sozialer Identität streben. Eine Person erwirbt soziale Identität aus dem Wissen um ihre Mitgliedschaft in sozialen Gruppen sowie dem Wert und der emotionalen Bedeutung, mit der diese Mitgliedschaft besetzt ist. Es wird also vorausgesetzt, daß Personen danach trachten, möglichst positiv bewertete Attribute über die Gruppe zu erfahren, der sie selbst zugehören, weil sie in ihren sozialen Bezügen durch diese Attribute selbst gekennzeichnet sind. Die soziale Identität eines Deutschen – und entsprechend einer Frau, eines Protestanten – besteht danach zunächst in dem Wissen über die Deutschen, Frauen, Protestanten, über das diese Person verfügt. Soweit sie sich sodann selbst als Deutscher versteht und von Anderen so wahrgenommen wird, wird sie ein besonderes Interesse daran haben, von denjenigen Attributen der Deutschen zu wissen, die allgemein positiv bewertet werden und eine positive emotionale Bedeutung haben. Weil sie dieses Wissen nur durch den Vergleich der eigenen mit anderen Gruppen erwerben kann, so jedenfalls die Theorie, hat die Unterscheidung von Eigen- und Fremdgruppe eine fundamentale Bedeutung. Erst in der Unterscheidung von anderen sozialen Gruppen und in den wahrgenom-

⁹ *Henri Tajfel*, Soziales Kategorisieren, in: *Serge Moscovici* (Hg.), *Forschungsgebiete der Sozialpsychologie 1*, Frankfurt/M. 1975, 343–380. *Ders./John C. Turner*, The social-identity theory of intergroup behavior, in: *Stephen Worchel/William G. Austin* (Hg.), *Psychology of intergroup relations*, Chicago 1986, 7–24.

menen Unterschieden zu diesen wird die Eigenart der Eigengruppe deutlich. Soweit die Vergleichsergebnisse zwischen Eigen- und Fremdgruppe zu einer positiv bewerteten Eigenheit führen, wird positive Identität erworben.

Es ist unmittelbar einsichtig, daß in diesem Wettbewerb um positive Vergleichsergebnisse nicht alle Teilnehmer das erwünschte Ziel erreichen können. Negative Vergleichsergebnisse, unbefriedigende Eigenarten der eigenen Gruppe gefährden die soziale Identität. Gruppen und ihre Angehörigen, deren soziale Identität unbefriedigend ist, werden unter bestimmten Voraussetzungen die Vergleichssituation so einrichten und ausgestalten, daß die eigene Gruppe im Ergebnis, d.h. in der Wahrnehmung wertbezogener Unterschiede, begünstigt wird.

Aus der Sicht der Theorie sozialer Identität läßt sich also feststellen:

1. Eine Abgrenzung von Fremdgruppen steht im Dienste der Sicherung einer positiven Selbstbewertung, die durch ein entsprechend positives Bild von der Eigengruppe vermittelt wird.
2. Diese Abgrenzung ist mit einer systematischen Aufwertung der Eigengruppe verknüpft, die in der Regel mit einer Abwertung von Fremdgruppen einhergeht.
3. Diese Bewertungsverzerrungen finden vor allem dann statt, wenn die soziale Identität der Eigengruppe gefährdet scheint.

Die Sozialpsychologie ist reich an Befunden, in denen das Sich-Unterscheiden von anderen Personen Ausgangspunkt negativer Bewertungen und Verhaltensweisen gegenüber Anderen ist. Aber wir haben schon davon gesprochen, daß wir gelegentlich Fremde anziehender finden als Bekannte und Vertraute. Wir alle kennen Personen, die sich hilfreich um Fremde kümmern, um Angehörige sogenannter sozialer Randgruppen, um Behinderte, um Flüchtlinge aus fremden Ländern. Warum finden wir dann nicht regelhaft ambivalente Bewertungen, sondern negative *oder* positive? In der Forschung zur sozialen Stigmatisierung, die sich mit der Reaktion auf das Andersartige und Abweichende beschäftigt, wird der Aspekt der Ambivalenz aufgenommen und betont. Der Sozialpsychologe *Irwin Katz*¹⁰ hat eine Stigmatisierungskonzeption vorgelegt, die von einer grundsätzlichen Ambivalenz im Verhalten zu abweichenden Personen ausgeht und annimmt, daß in der Interaktion mit einer solchen Person *eine* der Komponenten der Ambivalenz, also entweder die Zuneigung

¹⁰ *Irwin Katz*, Stigma: A social psychological analysis, Hillsdale, N. J. 1981.

oder die Abneigung verstärkt wird. Was wir mit einer oder über eine stigmatisierte Person, also einen Fremden im engeren Sinne erfahren – so die Voraussetzung –, das zieht uns an oder führt zur Abwendung: eine der beiden Komponenten wird also abgewertet, diskreditiert.

Ein stigmatisierter Fremder beispielsweise, der sich hilfreich verhält, diskreditiert die ablehnende Verhaltenstendenz; verhält er sich abweisend, diskreditiert er die Tendenz, ihm entgegenzukommen. Dadurch tritt nach *Katz* ein das Selbst bedrohender Konflikt zwischen den divergierenden Komponenten hervor. Er wird durch Verteidigung oder durch Verleugnung der diskreditierten Komponenten bewältigt. Welche dieser Alternativen auch gewählt wird, die ihr entsprechende Verhaltenstendenz wird betont, sie wird extremer ausfallen als in Vergleichsfällen ohne diesen Einstellungskonflikt. *Katz* selbst hat diesen Effekt in Einstellungen und Verhaltensweisen gegenüber Behinderten und Schwarzen vielfach belegt. Die Betonung von Akzeptanz oder von Zurückweisung gegenüber dem Fremden als dem Andersartigen, Abweichenden ist danach Folge der Ambivalenz des Fremden.

IV. STEREOTYPE UND VORURTEILE ALS PROBLEM INTERKULTURELLER KOMMUNIKATION

Fremdheit wird in der Wahrnehmung der Andersartigkeit des Anderen erfahren. Dies ist der Ausgangspunkt von Typisierungen, die in der Sozialpsychologie als Stereotype oder Vorurteile bezeichnet werden. Der Andere wird als Angehöriger einer Fremd-Gruppe wahrgenommen und als solcher mit bestimmten typischen, meist negativ-wertigen Eigenschaften verknüpft. *Tajfel* hat, wie im vorangegangenen Abschnitt dargestellt wurde, das Streben nach positiver sozialer Identität als die dynamische Tendenz angesehen, die solchen Bewertungen zugrundeliegt. Es ist nun zu fragen, welche strukturellen und funktionalen Merkmale stereotype Wahrnehmungen und Bewertungen auszeichnen.

Stereotype und Vorurteile sind oft wenig artikuliert, rudimentär und untergründig. Ihr Gehalt läßt sich in der Form allgemeiner Urteile darstellen: »Italiener sind leidenschaftlich«, »Amerikaner sind oberflächlich«, »Schweizer sind engherzig« usw. Die Begriffe Stereotyp und insbesondere Vorurteil werden pejorativ gebraucht. Leute, die Vorurteile haben, sind uns suspekt, weil sie offensichtlich simplifizierende, unausgewiesene und ungerechte Ansichten über andere haben. Das psychologische Problem, das Vorurteile aufwerfen, ergibt sich daraus, daß sie im

Gegensatz zu anderen unbegründeten Meinungen und Voraus-Urteilen offensichtlich sehr stabil sind. Derjenige, der durch Beispiele oder Argumente dazu gebracht werden soll, seine Vorurteile zu revidieren, erweist sich oft als resistent gegenüber den vorgebrachten Argumenten und beharrt hartnäckig auf seinen Meinungen.

Nach der hier vertretenen Auffassung greifen alle Vorurteilstheorien zu kurz, die spezielle, aber universell wirksame psychodynamische Kräfte oder Tendenzen postulieren, die einer adäquaten Auffassung der Wirklichkeit zuwiderlaufen. Die Wirkungsweise von Vorurteilen läßt sich vielmehr, wie wir zeigen wollen, aus ihren funktionalen und strukturellen Eigenschaften erklären. Wir gehen dabei davon aus, daß es grundsätzlich berechtigt ist, allgemeine Aussagen über andere Gruppen zu machen. Man kann nicht generell davon ausgehen, daß alle Versuche, Unterschiede etwa zwischen Italienern, Spaniern und Schweden aufzuzeigen, unsinnig sind und daher alle Meinungen dieser Art vorurteilshaft und falsch sind. Man müßte andernfalls auf viele Reiseberichte und historische Darstellungen, die uns wertvolle Informationen geben, verzichten. Die Generalisierung, die im Vorurteil vorgenommen wird, ist nicht das eigentliche Problem. Dieses liegt vielmehr darin, daß sie

- vielfach ungeprüft beibehalten und weitergegeben werden,
- auf Wert-Voraussetzungen beruhen, die interkulturell nicht vermittelt und ausgeglichen werden können, und
- eben dadurch eine wechselseitige Herausforderung der Gruppen entweder herbeiführen oder steigern.

Bevor wir diese Aspekte weiter erörtern, soll eine terminologische Festlegung getroffen werden.

1. Idealtypen, Stereotype und Vorurteile

Wir haben bislang undifferenziert von Stereotypen und Vorurteilen gesprochen. Es ist jedoch zweckmäßig, die beiden Begriffe zu unterscheiden. Dafür ist *Max Webers*¹¹ Begriff des Idealtyps hilfreich.

Idealtypen sind nützliche begriffliche Konstruktionen, die uns helfen, das Leben einer Gruppe dadurch zu verstehen, daß sie wesentliche Aspekte ihrer Verhaltensorientierungen herausstellen, begründen und in ihrem inneren Zusammenhang darstellen. Es handelt sich um Idealisierungen, die notwendig sind, um das tatsächliche Handeln und Erleben von Personen und Gruppen angemessen zu erfassen. Idealtypische Begriffe sind wissenschaftliche Begriffe, die begrifflich und empirisch ausgewiesen sein müssen. Solche Begriffe werden

¹¹ *Max Weber, Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher Erkenntnis*, in: *Weber, Soziologie – Weltgeschichtliche Analysen – Politik*, herausgegeben und erläutert von *Johannes Winckelmann*, Stuttgart 1968, 186–262.

in der Geschichte und den Sozialwissenschaften gebraucht. Beispiele für idealtypische Begriffe sind etwa »Marktwirtschaft«, »Fundamentalismus« und Epochenbegriffe wie »Renaissance« und »Romantik«.

Stereotype können als Vorformen oder Abwandlungen von idealtypischen Begriffen aufgefaßt werden. Das Stereotyp ordnet den Mitgliedern einer Fremdgruppe ein Charaktermerkmal, eine Verhaltenstendenz oder ein Motiv zu, ohne daß dies allerdings begrifflich ausdifferenziert und systematisch auf Erfahrungen bezogen würde. Es fehlt im Verhältnis zur idealtypischen Begriffskonstruktion vor allem die systematische Begründung. Stereotype haben daher eher einen bildhaft-anschaulichen als einen begrifflichen Charakter. Dennoch sind Stereotype nicht völlig unbegründet. Sie können in der Regel, wenngleich nur roh und nicht umfassend, durch den Verweis auf Texte und Erfahrungen belegt werden. Die Grenzen zwischen Idealtyp und Stereotyp sind fließend. So kann der idealtypische Begriff der liberal-puritanisch geprägten amerikanischen Gesellschaft leicht zum Bild des pruden, fleißigen und egoistischen Amis degenerieren. Die Fortführung der Vereinzelung und Verbildlichung führt dann vom Stereotyp zur Karikatur und zum Klischee, wobei die Karikatur gerade durch »Über-Zeichnung« einen Wirklichkeitsgehalt zu haben beansprucht, während im Klischee der Erfahrungsbezug zugunsten der bloß ästhetischen Form des Bildes weitgehend preisgegeben wird.

Vorurteile können nun als eine Teilklasse von Stereotypen definiert werden, die durch spezielle sekundäre Merkmale gekennzeichnet ist. Das wichtigste davon ist, daß Vorurteile solche negativen Bewertungen enthalten, die von der Gruppe, auf die sie sich beziehen, als Abwertung ihrer sozialen Identität empfunden und deshalb von ihr zurückgewiesen werden. Stereotype, Karikaturen und Klischees können, selbst wenn sie negative Bewertungen enthalten, diesbezüglich unproblematisch sein. Ein Stereotyp wird zum Vorurteil, wenn Personen auftreten – und in der Regel sind dies die Betroffenen –, die die Adäquatheit seines Inhalts bestreiten und eine entsprechende Revision verlangen, ohne daß die Vorurteilsträger diesem Verlangen nachkommen. Vorurteile sind im Gegensatz zu Stereotypen Konzepte, die von einer der beiden oder beiden Seiten als »Kampf«-Begriffe empfunden werden.

Wir wollen nun im Ausgang von diesen Begriffsbestimmungen die Entstehungs- und Wirkungsweise von Vorurteilen und Stereotypen genauer untersuchen.

2. Funktionen und strukturelle Eigenschaften von Vorurteilen

Der Ausgangspunkt für das Verständnis von Stereotypen und Vorurteilen ist ihre Funktion im individuellen und sozialen Leben. Vorurteile und Stereotype haben die Funktion der Orientierung des Erlebens und Verhaltens. Sie bestimmen, wie wir andere wahrnehmen und einschätzen, und sie steuern unser Verhalten ihnen gegenüber. In dem für Stereotype kennzeichnenden Aspekt der Allgemeinheit oder Generalisierung kommt das Typische zur Geltung, das uns hilft, das Einzelne schneller und besser einzuordnen und zu verstehen. Stereotype und Vorurteile sind Ordnungsschemata.

Als Orientierungsschemata haben Vorurteile und Stereotype, ähnlich wie andere kulturspezifische Orientierungen, folgende Eigenschaften:

- Sie sind allgemeine Urteile. Sie machen eine generelle, wenn auch nicht ausnahmslos gültige Aussage über Angehörige anderer Gruppen.
- Sie sind mit mehr oder weniger ausgeprägten, oft extremen, positiven oder negativen Wertschätzungen verbunden.

- Sie sind sozial verbreitet. Es besteht in einer Gruppe von Personen oft ein hoher Grad an Einmütigkeit in der Beurteilung anderer Gruppen.
- Sie sind relativ stabil. Stereotype haben eine Geschichte, die Kontinuität und Wandel einschließt. Vorstellungen über Charaktereigenschaften von Völkern können oft bis ins Mittelalter oder gar bis zur Antike zurückverfolgt werden.

Stereotype und Vorurteile haben demnach einen kognitiven und einen evaluativen Gehalt, und sie haben eine mehr oder weniger klar umreißbare räumlich-soziale und zeitlich-historische Ausdehnung. Als sozial verbreitete und akzeptierte Vorstellungen über Charakterzüge und Handlungsstile von Angehörigen anderer Gruppen, die eine Orientierungsfunktion haben und zeitlich stabil sind, kann man sie formell als kollektive Vorstellungen im Sinne von *Emile Durkheim*¹² oder soziale Repräsentationen im Sinne von *Serge Moscovici*¹³ kennzeichnen.

Wie kann man nun im Rahmen dieses Konzepts die Resistenz von Vorurteilen gegenüber gegenteiligen Informationen erklären? Dazu ist das komplexe Zusammenspiel von spezifischen Erfahrungen und Werten zu betrachten, das für Vorurteile kennzeichnend ist und in Verständigungsbarrieren manifest wird.

Wir betrachten zunächst den Aspekt der Erfahrung. Stereotype und Vorurteile sind generelle Vorstellungen, die über Einzelerfahrungen hinausgehen und gerade deshalb Orientierungsfunktionen übernehmen können. Wie anderen Orientierungsschemata liegen ihnen reale Erfahrungen zugrunde, die mit kulturspezifischen Werten verknüpft und kommunikativ weitergegeben werden. Solche Erfahrungen können nicht durchgängig als abwegig oder obsolet diskreditiert werden. Dies zeigt sich schon daran, daß vorurteilsvolle Personen oft eine Fülle von Beispielen und glaubwürdigen Zeugnissen für ihre Meinung vortragen können. Vom kognitiven Gehalt her ist ein Stereotyp vergleichbar einem allgemeinen Urteil wie »Glas ist zerbrechlich« oder »Strom ist gefährlich«. Auch solche Urteile sind generalisierend – obwohl sicher nicht in jedem Einzelfall gilt, daß Glas zerbrechlich ist –, und auch sie beruhen auf spezifischen Erfahrungen, die durchaus nicht immer wissenschaftlich fundiert sein müssen. Auf bloß kognitiver Ebene können wir Vorurteile

¹² *Emile Durkheim*, Représentations individuelles et représentations collectives, *Revue de Métaphysique et de Morale*, VI, 273–302.

¹³ *Serge Moscovici*, On social representations, in: *Joseph P. Forgas* (Hg.), *Social Cognition. Perspectives on everyday understanding*, London 1981, 181–209. *Ders.*, The phenomenon of social representations, in: *Robert M. Farr/Serge Moscovici* (Hg.), *Social representations*, Cambridge 1984, 3–89.

von anderen generellen Urteilen gar nicht unterscheiden, die Vorurteilshaftigkeit wird erst deutlich, wenn wir ihre Verknüpfung mit Werten betrachten.

Wir betrachten zweitens den Wertgehalt. In Hinsicht auf die positive oder negative Bewertung sind zwei Gesichtspunkte von Bedeutung: Einmal die Funktion der Bewertung für den Erfahrungsbezug. Eine negative Wertorientierung kann den Erfahrungsbezug behindern oder gar blockieren, was zu einer unbegründeten Verfestigung des Vorurteils führen kann. Ein negatives Stereotyp – etwa dies, daß französische Autos schneller und stärker verrostet als deutsche – führt ex hypothesi dazu, daß französische Autos weniger gekauft werden als deutsche. Dies hat aber zur Folge, daß seine Beziehung zu Erfahrungen geschwächt wird. Aus einem anfänglich vielleicht zutreffenden Urteil wird zunehmend ein Klischee, das nicht mehr den Tatsachen entspricht. Die Tendenz zur unausgewiesenen Fixierung ergibt sich aus der Orientierungsfunktion des Urteils, untergräbt diese aber zugleich langfristig, indem sie es mehr und mehr von den Tatsachen loslöst.

Im Zusammenhang mit dem Wertbezug wird zudem der Gesichtspunkt der Herausforderung bedeutsam. Stereotype mit positivem Wertgehalt bilden für die betroffene Gruppe in der Regel keine Herausforderung. Wenn zum Beispiel ein Deutscher im Ausland erfährt, daß ihm als Deutschem Tüchtigkeit und Disziplin attestiert wird, so mag ihm das übertrieben, vielleicht auch merkwürdig vorkommen, »herausgefordert« in dem für uns relevanten Sinn fühlt er sich sicher nicht. Erfährt er jedoch, daß ihm Kälte, Brutalität und Egoismus zugeschrieben werden, so wird er sich in zentralen Bestandteilen seiner Identität bedroht fühlen. Der Grund dafür besteht darin, daß die positive Bewertung in seine Selbstauffassung integriert werden kann, während die negative Bewertung wesentliche Teile derselben in Frage stellt. Derjenige, der nach einem negativen Stereotyp beurteilt wird, das zentrale Bereiche seiner Identität berührt, wird sich dagegen zur Wehr setzen müssen.

Die Betrachtung der vorurteilsimmanenten Wertung führt daher zur Verlagerung des Problems von der inneren Struktur des Vorurteils auf der Seite des Vorurteilsträgers zu der interaktiven Beziehung zwischen den Gruppen und ihren Angehörigen. Damit tritt drittens das Problem der Verständigung zwischen Angehörigen verschiedener Gruppen in den Blick.

3. Vorurteile und Verständigung

Als tradierte generalisierte Orientierungsschemata sind Vorurteile soziale Repräsentationen. Dies sind symbolische Fixierungen von Wert- und

Erfahrungsurteilen, die für eine Gruppe von Personen einen gemeinsamen Weltbezug herstellen und dadurch Interaktions- und Kommunikationsprozesse regulieren. Es handelt sich um Codes, die die Welt für uns erschließen, indem sie das Unbekannte bekannt und das Unvertraute vertraut machen. Das gilt auch für Vorurteile. In Vorurteilen wird das Fremde oder der Fremde faßbar, fixiert und berechenbar. Der Fremde wird so zum Bestandteil unserer Welt. Es ist aber unsere Welt, in der der Fremde erscheint, und nicht seine Welt. Der Fremde ist uns Objekt, nicht Subjekt. Die Bekanntheit und Vertrautheit, die sich aus der Einordnung des Fremden in kollektive Orientierungsmuster ergibt, wird unterlaufen von seiner Weigerung, sich in dieses Muster einzuordnen. Gerade ein hoher Grad von Bekanntheit läßt Fremdheit im Sinne des Uneigenen noch stärker hervortreten.

Die Unterscheidung der eigenen Welt des Vorurteilsträgers von der fremden Welt des Vorurteilsobjekts macht die Distanz deutlich, die in der Verständigung zwischen Gruppen überbrückt werden muß. Während das Vorurteil innerhalb der Gruppe fest verankert ist und sogar integrative Wirksamkeit entfaltet, erweist es sich als Barriere im Austausch zwischen den Gruppen. Der Fremde hat seine Welt, die anders repräsentiert und daher anders erfahren wird. Er gebraucht die Maßstäbe seiner Kultur und nicht die der Vorurteilsträger. Erfahrungen werden von beiden Seiten nach teilweise inkommensurablen Codes ganz unterschiedlich bewertet, so daß durch neue Informationen und Erfahrungen nicht nur Vorurteile nicht abgebaut, sondern unter Umständen sogar verstärkt und verfestigt werden. Die Herausforderung durch den fremden Anderen kann dann in Verbindung mit den jeweils perspektivisch determinierten Deutungen des eigenen und fremden Verhaltens zur Verschärfung der Verweigerungshaltung und zur Eskalation sozialer Konflikte führen.

Eine interkulturelle Verständigung, die zur Deeskalation von vorurteilsvollem Verhalten beiträgt, ist unter diesen Umständen zwar nicht unmöglich, aber doch erschwert. Sie hängt von mindestens drei Bedingungen ab:

- dem Vorhandensein gemeinsamer Bewertungsstandards und/oder übergreifender Codes,
- der wechselseitigen Einfühlung in die jeweils andere Gruppen-Perspektive,
- dem allgemeinen wechselseitigen Respekt oder der wechselseitigen Anerkennung als selbständige und gleichberechtigte kulturelle Subjekte.

Diese Bedingungen interkultureller Kommunikation, die zugleich deren Grenzen sind, lassen deutlich werden, warum solche Verständigungspro-

zesse nicht nur schwierig und mühevoll, sondern zugleich labil und reversibel sind. Im Fall von Komplikationen, Mißerfolgen und Enttäuschungen kann jederzeit der Rückzug in die vertraute Welt der eigenen Kultur und deren symbolische Fixierungen angetreten werden. Hierbei ist vor allem zu berücksichtigen, daß dieser Prozeß durch die motivationalen Ambivalenzen wechselseitiger Herausforderung angetrieben oder gehemmt werden kann. Vorurteile können auch als Verweigerung verstanden werden, die vom Fremden ausgehende Herausforderung anzunehmen. Verständigung zwischen Kulturen und damit Abbau wechselseitiger Vorurteile – Abwertungen, Verdächtigungen, Anschuldigungen – ist daher nicht etwas, das ein für allemal erreicht werden kann, sondern etwas, das immer wieder erneuter Anstrengungen bedarf.

V. AUSBLICK

Man kann der Unterscheidung von Eigengruppe und Fremdgruppe mit ihrer Wertakzentuierung nicht gerecht werden, wenn man sie bloß als Ausdruck irrationaler Aus- und Abgrenzungskräfte versteht. Die Differenzierung von »Wir« und »Ihr Anderen« hat durchaus einen rationalen Sinn, den zu verleugnen die Probleme eher verschärfen als lösen würde. Als eine fundamentale soziale Kategorisierung stiftet sie Ordnung, indem sie die soziale Welt überschaubar macht. Diese Ordnung ist zugleich nicht wirklichkeitsferne Fiktion, sondern hat ihr reales Korrelat in den tatsächlich bestehenden meist kulturell bedingten Unterschieden zwischen den Gruppen. Aufschluß über die soziale Welt ist ohne solche kategorisierende Informationsverarbeitung nicht möglich. In der Erfahrung einer wertbezogenen Gemeinsamkeit des Weltbezuges vermittelt sie überdies Identität. Auch in dieser Hinsicht ist die Erfahrung des Andersseins notwendiger Bestandteil eines auf Selbst-Vergewisserung ausgerichteten Orientierungsstrebens. Wir haben zu zeigen versucht, daß Identität der Erfahrung des Fremden bedarf. Entfremdung, d.h. Verbannung oder gar Ausmerzung des Fremden bedeutet Verlust von Identität. Der Fremde ist derjenige, der unsere Identität herausfordert, sie in Frage stellt, indem er vieles anders einschätzt, bewertet und beurteilt. Wir haben einige Ansätze skizziert, mit denen erklärt werden soll, unter welchen Bedingungen Fremdgruppen und Minderheiten als Fremde in einer Gesellschaft abgewertet und benachteiligt werden. Der Umgang mit Minoritäten ist ein Gleichgewichtsproblem, bei dem die verschiedenen Kräfte und Tendenzen, die wir dargestellt haben, zu

berücksichtigen sind. Die Einschätzung von Minoritäten und der Umgang mit ihnen ist in kollektiven Orientierungen verankert, die mit zentralen Aspekten der sozialen Identität verbunden sind. Der Einzelne verhält sich gemäß den Vorstellungen und Ansprüchen der Gemeinschaft, in der er lebt. Wenn man diese soziokulturellen Verankerungen übersieht, wird man mit gutgemeinten Belehrungen, Appellen oder Informationen, die den Kern der Probleme nicht treffen, wenig bewirken. Hinzu kommt der Aspekt der Herausforderung, der die Trägheit sozial verankerter Orientierungen gewissermaßen energetisiert. Die Herausforderung, soweit sie bloß als Gefühl der Bedrohung und der Angst erfahren wird, ist eine Kraft, die einer Differenzierung des Bildes vom Andern beständig entgegenwirkt und im Extrem die abstrakte Feind-Schablone hervorbringt. Die Herausforderung durch das Fremde kann dann nicht in produktivere Formen, die sich etwa als Gefühle der Attraktion und Bereicherung durch das Fremde artikulieren, eingebunden werden. So zynisch es klingen mag, selbst dem Haß derer, die Minderheiten zu vernichten versuchen, liegen die genannten Orientierungsfunktionen zugrunde, auch wenn sie weder zu tragfähiger Weltsicht noch Identität führen. Der selbst-bewußte Umgang mit den Herausforderungen des Fremden degeneriert hier zur abstrakten Freund-Feind-Schematisierung, in der die verfügbaren Orientierungsmuster in zunehmendem Maße der Wirklichkeit entfremdet und die soziale Identität zunehmend ausgehöhlt wird. Diese Dialektik von Orientierung und Des-Orientierung gilt es zu durchbrechen.

Wenn man fragt, was in einer Situation eskalierender Feindseligkeit gegenüber Fremden zu tun ist, so ist zuerst auf eine Grundvoraussetzung der politischen Kultur zu verweisen, die allen speziellen Formen des Zusammenlebens mit Angehörigen anderer Gruppen und Kulturen zugrundezulegen ist. Diese Voraussetzung ist durch das Stichwort »Politik der Anerkennung«¹⁴ umschrieben, die wir durch das Postulat der »Annahme der Herausforderung durch das Fremde« konkretisiert haben. Damit ist explizit nicht die unterschiedslose Akzeptanz oder Duldung all dessen gemeint, was fremd ist, sondern eine grundsätzliche Bereitschaft, den Anderen in seiner Eigenart zu respektieren und ihm die Auseinandersetzung mit den Geltungsansprüchen seiner Identität nicht zu verweigern. Eine Klärung der produktiven oder destruktiven Aspekte dieser Herausforderung schließt die Rückweisung, unter Beachtung ihrer Ver-

¹⁴ Charles Taylor, *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung*, Frankfurt/M. 1993.

hältnismäßigkeit, nicht aus. So kann z. B. die Ablehnung von Ansprüchen aus chauvinistischen oder fundamentalistischen Bewußtseinslagen dringend geboten sein, selbst oder gerade, wenn diese zum Wohl einer Gemeinschaft und ihrer Identität vorgebracht werden. Dieses Fremde, das durchaus auch innerhalb der Gesellschaft entsteht und sich Geltung zu schaffen versucht, kann eine stärkere Bedrohung sozialer Identität bedeuten als kulturelle und ethnische Besonderheiten von Ausländern.

Betrachten wir unsere gegenwärtige gesellschaftliche Lage, so werden Defizite in beiden Hinsichten deutlich. Weder die grundsätzliche Anerkennung des Anderen noch abgewogene Selbstvergewisserung in der Reaktion auf Konflikte mit Fremden sind für uns selbstverständlich. Aber erst dann, wenn entsprechende Haltungen zu einem Teil unserer kulturellen Identität werden, werden sich Verhaltensweisen der Aufgeschlossenheit gegenüber Fremden, einer nicht enthusiastischen, sondern aufgeklärten Xenophilie langfristig stabilisieren können. Fremdenfeindlichkeit wird dann per definitionem das kulturelle Selbstbewußtsein und damit die eigene Identität untergraben.

Nur unter diesen Prämissen wird es dann Sinn machen, entweder durch den Bezug auf gemeinsame übergreifende Regeln oder durch die verstärkte Bemühung wechselseitigen Verständnisses das Zusammenleben von Einheimischen und Fremden, von Majoritäten und Minoritäten in verlässlichen Formen zu verankern. Gemeinsame Werte und Grundrechte sind wichtig, um einen abstrakten interkulturellen Konsens in zentralen Konfliktfeldern zu gewährleisten, während erst dann das wechselseitige Kennenlernen durch Information und Kontakt den alltäglichen Umgang mit Fremden erleichtern wird. Beides ist bei der Vielfalt bestehender und sich neu entwickelnder Weltbilder und Identitäten eine schwierige und zukünftig eher noch schwieriger werdende Aufgabe. Aber selbst unter diesen Voraussetzungen bleibt das Verhältnis zum Fremden ambivalent und ist daher in einem Geflecht widerstreitender Faktoren jeweils historisch und gesellschaftlich spezifisch zu gestalten. Zeiten des Zusammenlebens im Geiste von Toleranz und Achtung sind mit solchen heftigster Befehdung und Verfolgung verbunden. Die Vorstellung von dem glücklichen Zeitalter, in dem dieses Spannungsverhältnis überwunden sein könnte, ist für eine Politik des Umgangs mit Fremden wenig hilfreich.

Bernd Schäfer ist Professor am Institut für Sozialpsychologie, Persönlichkeitspsychologie, Organisationspsychologie der Universität Münster; Bernd Schlöder ist Hochschuldozent an der gleichen Einrichtung.